

# gelesen

Ina Brandes

**Richard Meng, Der Medienkanzler – Was bleibt vom System Schröder?**  
Edition Suhrkamp, Frankfurt am Main 2002,  
247 Seiten, 10 Euro.

**Andreas Dörner, Politainment – Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft,** Edition Suhrkamp, Frankfurt am Main 2001,  
256 Seiten, 11,20 Euro.

Mit Richard Meng, einem Korrespondenten der *Frankfurter Rundschau*, und Andreas Dörner, einem Wuppertaler Politikwissenschaftler, haben wieder zwei professionelle Beobachter des öffentlichen Lebens bei Suhrkamp Beiträge mit Analysen unserer politisch-medialen Umwelt vorgelegt. Beiden Büchern gemeinsam ist die Beschäftigung mit den sich verändernden Formen der Politikvermittlung. Die Autoren haben jedoch unterschiedliche Perspektiven gewählt: Während Meng vorwiegend von der politischen Seite aus argumentiert, befasst sich Dörner im Wesentlichen mit der Fernsehwelt.

Richard Meng verfolgt dabei das weitaus ambitioniertere Projekt. Er möchte in seinem Beitrag nicht weniger leisten, als die Räume des politischen Handelns auszuleuchten, die die rot-grüne Regierung eingerichtet hat und in denen die Politik nun leben muss. Er möchte gleichsam der zukünftigen Politik eine Orientierungshilfe an die Hand geben, ihr erklären, wie sie sich im „System Schröder“ zurechtfinden kann.

Es ist wohl keine Übertreibung festzustellen, dass ihm dies gelungen ist. So findet sich in diesem schmalen Bändchen alles, was für das Verständnis der Politik der letzten vier Jahre nötig ist: eine detaillierte Beschreibung des Politikverständnisses und des taktischen Vorgehens Gerhard Schröders mit zahlreichen Beispielen aus der Tagespolitik, seziert mit einem analytischen Scharfsinn, der den zahlreichen Schröder-Biografien der vergangenen Jahre zumeist abgeht. Zugleich liefert Meng anschauliche Beschreibun-

gen der wesentlichen politischen und medialen Arenen, inklusive natürlich der nicht-institutionalisierten, wie Expertenkommissionen und runde Tische, sowie kurze, klug beobachtete Porträts der wichtigsten Politiker dieser Koalition.

Mengs Darstellung ist lakonisch, schlicht und geradezu unbarmherzig realistisch; er spürt Schwachstellen auf, offenbart Defizite, zeigt Fehlentwicklungen. Dabei gelingt es ihm, den überwiegenden Teil seiner Analyse in einer Sprache zu halten, die zwar deutlich, jedoch nicht nörend und anklegend gerät. Hier schafft er eine erfrischende Abgrenzung von seiner Zunft. Schließlich ergehen sich die meisten anderen professionellen Beobachter des politischen Lebens in periodisch wiederkehrender Kritik an der medienorientierten Schlagwortpolitik unserer Zeit, in der ad hoc zusammengesetzte Kommissionen nicht selten über größeren Einfluss verfügen als demokratisch legitimierte Institutionen.

Kurz: Sie stimmen in das ewige Gejammer über den Auszug der Politik aus ihren klassisch hergebrachten Arenen ein. Auch Meng stellt dies fest, drastisch und klar. Aber er meckert nicht fortgesetzt, erspart uns die bereits tausendfach wiederholten allgemein gehaltenen Argumente, er konstatiert lediglich nüchtern und auf hohem analytischen Niveau. Seine Ergebnisse sind zum überwiegenden Teil übertragbar und bringen auch in anderen Zusammenhängen einen hohen Ertrag an Erkenntnis.

Dies trifft vor allem auf seine Darstellung der Arbeitsweise von Journalisten zu. Die oft ungerechte Berichterstattung unter dem Motto „Kritik um jeden Preis“ sieht Meng zu Recht ebenso in der Verantwortung für die gegenwärtige Misere wie das Handeln der Politiker selbst.

Der einzige wirkliche Nachteil dieses Buches findet sich auf den letzten vierzig Seiten. Denn trotz seiner exzellenten Analyse erliegt auch Meng auf den letzten Metern einer unter den professionellen Politikbeobachtern verbreiteten Versuchung: Er misst die Regierung nicht an ihren eigenen Ansprüchen, sondern an den seinen, an seiner Erwartung, mit der er freilich nicht allein stand, die neue Regierung

bedeutet einen Aufbruch in eine andere, bessere Gesellschaft. Wie kann man aber einer Regierung, die zu keinem Zeitpunkt die große ökologisch-liberale Wende angekündigt hatte, das Ausbleiben derselben vorwerfen? Hier reiht sich Meng schließlich doch in die konventionelle Politik-Kritik ein. So gerät auch sein Fazit mit dem schönen Titel „Bilanz keines Projekts“ zu einer unbarmherzigen, oftmals überzogenen Abrechnung des Enttäuschten mit seinem ehemaligen Hoffnungsträger.

Unter den derzeitigen tagespolitischen Bedingungen bedenkenswert ist noch ein weiteres Analyseergebnis Mengs: So macht er in den ersten vier Jahren der Kanzlerschaft Schröders drei Phasen der Kanzler-Politik aus. Die chaotischen ersten Monate, die Phase eins, standen unter dem Motto „Versuch und Irrtum“, Phase zwei brachte den „Durchsetzungskanzler“ mit der Sparpolitik Hans Eichels als Symbolprojekt, und in Phase drei gelang, so Meng, der „Durchbruch zum Vertrauenskanzler“. Hier konnte sich Schröder nach der schmerzvollen Lehrzeit der ersten Regierungsjahre als „Lotse“ inszenieren, dem Volk das Gefühl vermitteln, dass es „bei ihm trotz aller gelegent-

lichen Turbulenzen in der Koalition in guten Händen sei“. Die Gesamtkonstellation mit der rot-grünen Koalition, der Minderheit im Bundesrat und mit Schröders herausragenden Fähigkeiten in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung sei dabei, so Meng, ideal für einen „Durchbruch“ Schröders als „Vertrauenskanzler“ gewesen. All dies ist zur Entstehungszeit des Buches ohne Zweifel einleuchtend gewesen. Nun erleben wir jedoch angesichts der täglichen Pleiten und Pannen in der Regierungspolitik, dass die von Meng konstatierte Entwicklung in Schröders Politikstil keineswegs dauerhaft für eine konstante, Vertrauen erweckende Kanzlerpolitik sorgt. Vielmehr scheinen die Bundestagswahlen einen Rückfall in Phase eins bewirkt zu haben. Insofern bleibt zu fragen, ob es sich tatsächlich um einen kontinuierlichen Lernprozess gehandelt hat oder ob die einzelnen Phasen in eher willkürlicher Reihenfolge zueinander stehen.

Trotz dieser Randbemerkungen ist insgesamt festzuhalten, dass Richard Meng hier einen sehr wertvollen Beitrag zum Verständnis unseres aktuellen politischen Systems und der Menschen, die es gestalten, geleistet hat.

Weit weniger inspirierend ist hingegen der Beitrag von Andreas Dörner. Er hat seine Arbeit der Frage gewidmet, welche Rolle der Politik im (Unterhaltungs-)Fernsehen zukommen kann beziehungsweise ob der Schwerpunkt auf primär unterhaltenden Formaten sich nachteilig auf das politische Bewusstsein unserer Nation auswirkt. Diese Frage beantwortet er klar mit *Nein*. Bis es so weit ist, hat man sich jedoch durch knapp 250 Seiten teils fragwürdiger, teils banaler Argumentation gekämpft, sodass einem die Verneinung der Anfangsfrage schon beinahe gleichgültig geworden ist.

Einen überwiegenden Teil des Textes widmet der Autor der unmittelbaren beziehungsweise immanenten Auseinandersetzung mit den Kulturkritikern der Frankfurter Schule. So weist Dörner Theodor W. Adorno und seinen Kollegen nach, dass ihre Erkenntnisse zum Unterhaltungsbetrieb vor dem aktuellen empirischen Material nicht haltbar sind. Man kann sich im Laufe seiner Analyse, die durchweg mit altbekannten Argumenten bestritten wird, des Eindrucks nicht erwehren, der Autor rechtfertige sich für sein eigenes wissenschaftliches Interesse am Fernsehen. Schließlich ist

wohl mittlerweile überall angekommen, dass die Deutung des Fernsehens als gigantisches Täuschungs- und Ablenkungsmanöver der herrschenden Klasse, wie sie die Frankfurter geliefert hatten, vor der Realität kaum bestehen kann. Gleiches gilt für Dörners Auseinandersetzung mit der These von der Amerikanisierung der deutschen Politik- und Medienwelt. Auch hier sind seine Argumente altbekannt, sodass man eher den Eindruck eines Scheingefechts hat.

Im Anschluss an diese theoretische Auseinandersetzung analysiert Dörner einige Fernsehsendungen wie die „Lindenstraße“, „Christiansen“ oder „Forsthaus Falkenau“ auf ihren politischen Gehalt hin. Seine Ergebnisse sind überwiegend positiv. Das Fernsehen erzeuge nicht nur ein positives Gesellschaftsbild, es zeige auch erfolgreiche Beispiele einer funktionierenden Bürgergesellschaft. Ferner sorge es dadurch, dass es allen zugänglich sei, auch für eine Nivellierung der Klassengegensätze unserer Gesellschaft, welche das politische Interesse breiter Bevölkerungsschichten.

Diese Ergebnisse sind meines Erachtens einigermaßen fragwürdig. Auf den ersten Blick wird

deutlich, dass Dörner für seine Analyse lediglich diejenigen Fernsehsendungen herangezogen hat, von denen eine Bestätigung seiner eigenen Meinung zu erwarten war. Dass die links-liberale „Lindenstraße“ für eine tabulose Offenheit gegenüber jedweden Lebensentwürfen steht, ist kaum zu bestreiten. Die zahlreichen täglichen Talkshows, Quizsendungen und Dauer-Serien, die wohl in Bezug auf die Einschaltquote den Löwenanteil ausmachen, erfüllen diese volkspädagogischen Ansprüche des Autors jedoch kaum. Ihre Inhalte sind in der Regel hochgradig unpolitisch und transportieren zumeist keine bürgergesellschaftlichen Werte. Sie werden deshalb so gut wie nicht erwähnt; von einer hinreichenden empirischen Grundlage für eine repräsentative Studie kann somit kaum die Rede sein. Auch die Annahme, das Fernsehen sorge für eine Zurückdrängung von Klassengegensätzen, ist irrig. Vielmehr differiert der Fernsehkonsum in Quantität und Qualität je nach dem Bildungsniveau des Zuschauers erheblich. Von einer gemeinsamen Grundlage aller Fernsehzuschauer kann deshalb kaum gesprochen werden.

Zu diesem Defizit kommt ein gefährlicher Hang des Autors zu Über-

interpretationen. Die ZDF-Vorabendschnulze „Forsthaus Falkenau“ birgt wohl kaum das Potenzial für eine neue republikanisch geprägte politische Kultur in der deutschen Öffentlichkeit, wie sie Dörner festzustellen glaubt. Der gleichen Beispiele finden sich mehr.

Ein weiterer, in diesem Fall zentraler Kritikpunkt ist die Sprache, in der das Buch gehalten ist. Sperrige Wortschöpfungen wie „Aufmerksamkeitsresource“, „Unterhaltungsöffentlichkeit“ oder der Politiker als „hyperreale Symbolfigur“, einhergehend mit so eleganten Überschriften wie „Die Debattenshow zwischen kommunikativer Rationalität und Visualisierung der Macht“, wirken doch einigermaßen einschränkend auf das Lesevergnügen. Man ahnt wohl die Bedeutung der Vokabeln, hat jedoch jederzeit das Gefühl, dass man es auch einfacher hätte ausdrücken können. Gewiss ist dieser unzugängliche Politologenjargon ein weit verbreitetes Phänomen, sodass dem Autor allein daraus kein Vorwurf zu machen ist, dennoch hätte allein das profane Thema der Arbeit in diesem Fall für Mäßigung sorgen können.

Insgesamt ist der Erkenntnisgewinn aus diesem Beitrag eher als gering einzuschätzen. Die Erwartung, die der Titel geweckt hat, dass man etwas über den Einfluss erfährt, den die Medienwelt auf das politische Leben an sich hat, wird enttäuscht. Ausgerechnet die so genannte Polit-Talkshow kommt bei Dörner bezeichnenderweise nicht gut weg. In Sendungen wie „Christiansen“ gehen es selten um die besseren Argumente, vielmehr seien sie Arenen für die Selbst-Inszenierung der Politiker. Worthülsen und strategisch motivierte Äußerungen hätten hier ein starkes Übergewicht gegenüber der seriösen Information des Zuschauers. Derlei Ergebnisse müssten konsequent zu der Schlussfolgerung führen, dass das über die Unterhaltungssendungen transportierte Bild der Politik den politisch eher desinteressierten Zuschauer weiter abschrecken müsste. Nicht so bei Dörner. Er bescheinigt dem Fernsehen trotz dieser Befunde einen großen Wert bei der positiven politisch-moralischen Beeinflussung der Bürger. Selbst wenn man diesem Ergebnis des Autors zustimmen wollte, der Weg dorthin erscheint

insgesamt nicht geeignet, derlei Aussagen zu rechtfertigen.

In diesem Zusammenhang bezeichnend ist schließlich Dörners Beurteilung der parteipolitischen Einflüsse auf das Fernsehen. Er attestiert gerade den Sendungen, die von den Rundfunkanstalten selbst produziert werden, einen großen politisch bildenden Wert, da sie über eine weitgehende Unabhängigkeit verfügen. Dem kann entgegengehalten werden, dass insbesondere die öffentlich-rechtlichen Sender stark parteipolitisch geprägt sind, wie die kontroversen Diskussionen in der Personalpolitik im Moment wieder deutlich zeigen. Auch hier argumentiert der Autor an den Realitäten vorbei.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass Richard Meng in seinem Buch zahlreiche interessante neue Erkenntnisse bietet, sodass dieser Beitrag dringend zur Lektüre empfohlen werden kann.

Andreas Dörner wärmt hingegen über weite Strecken lediglich Altbekanntes wieder auf. Sein Buch leidet zudem unter einigen methodischen und argumentativen Schwächen und ist deshalb keineswegs zu empfehlen.